

Das Glück von Monaco.

Erzählung von der Gegenwart. Von Her- bert von Swindben.

So ahnungslos wie jener Mann, der nach Jericho ging und unter die Klü- ber fiel, so lag ich an einem angeneh- men Morgen, von Monte Carlo kommend, in Monte Carlo ein. Da erging es mir wie so unendlich vielen andern, die Geldgier oder Leichtsin- n oder Harnlosigkeit in das große Netz treibt, das an der allergünstigsten Stelle der schönen Riviera für die Him- mel beider Welten aufgestellt ist. Ein angenehmer Glücksfall hatte mir er- laubt, nach mehreren Jahren sehr ange- strengter und nervenzerschütternder Arbeit einen ganzen Winter in Italien zu ver- bringen. Sizilien, Neapel, Rom, Florenz! Und nun, da die Sehnsucht nach dem deutschen Frühling mich mächtig zurückzog, zum ichönen Besuch von Genoa aus die Fußwanderung mit leichtem Gepäck, aber lebhaft gefülltem Beutel und aller Sorgen ledig, in ge- mütlichem Bummeltempo die Riviera entlang.

In Monte Carlo wollte ich natürlich nicht spielen. Nur einmal in die Spiel- halle hineingehen. „So was muß man erleben haben.“ Denn so einen Schnack oder irgend ein Sprichwort hat man ja immer zur Hand, wenn man einen Unfinn machen will. Außerdem: „Mich kriegt die Bank nicht; ich sehe mir ja nur den Scherz an, spielen thur' ich überhaupt nicht — und wenn ich schon spiele — ich bin ja so laltblütig.“

Und so weiter. Ich war also im Kasino. Mir imponierte die Sache ganz und gar nicht. Die hohen Säle mögen ja prächtig aus- gestattet sein, mir machten sie einen öden und gleichgültigen Eindruck. Die Groupiers sahen wie verschlafene da, die Spieler an den Roulettetischen machten gelangweilte Gesichter. Es lagen keine Goldhaufen umher; die meisten setzten mit Fünftrentenhaltern.

Keine Leidenschaft. Keine Verzweif- lung. Keine ruinierte Spieler, der hin- ausgeschleht, den Bankrott im Blick, den Tod im Herzen, den Revolver in der Rocktasche. Ich blieb bei dem Roulettetisch stehen. Was die ganze Geschichte bedeutete, konnte ich nicht verstehen. Die Num- mern, das Erziehen ja ziemlich einfach. Aber die Spieler schoben ihre Einsätze auch an den Rand der Zahlenreihen, setzten das Geld auf den Strich zwischen zwei Nummern, auf das Kreuz zwischen vier Nummern. Ich hatte von alle em keinen Begriff.

Da vor mir sah ich ein größeres Feld, das durch einen roten Luchsfell feuntlich gemacht war. Das war doch zweifelhafte Rouge. „So was muß man mitgemacht haben.“ Also rauf mit einem Fünf- frankentück. Wie ich mein Geldstück hinlegte, drängte sich ziemlich rüchsiglos ein junger Engländer oder Amerikaner an mir vorbei, die Hand voll von Gold- stücken haltend, die er über den ganzen Tisch weg auf alle möglichen Nummern verteilte. Dann klappte die Eisen- beinluge in die Maschine hinein, der Groupier rief eine Zahl aus. Die ganze Menge von den Zahlen, von den Rechen der Groupiers eingezogen.

Doch einige Stücke und kleine Häuf- chen waren liegen geblieben, und nun wurden mehrere Goldäulen dem Eng- länder zugeschoben. Wieder begann er seine Goldstücke auszufräuen. Nach dem dritten Coup hatte er einen ganzen Berg von Gold vor sich liegen. Also doch ein bißchen, wie man in Romanen liest! Nach dem fünften Coup hatte er nicht einen einzigen Louis mehr. Er suchte, einige der Spieler lächelten, und er verschwand.

Mich half der kleine Vorfall unwill- kürlich ein wenig interessiert, und ich hatte an meinen eigenen Einsatz gar nicht mehr gedacht. Plötzlich hörte ich einen Ruf, der, wie es schien, mir galt: „La masse est à vous, monsieur!“

Diese Anrede kam von dem am un- teren Ende des Tisches sitzenden Groupier, der soeben eine alte Dame mit einer weißen Halsbinde herbeigeführt hatte, sich des ihr nicht gehörenden, auf dem roten Feld liegenden Geldes zu be- mächtigen. Es waren mehrere Silber- stücke und sogar ein Häufchen Gold.

Richtig, Roth hatte fünfmal hinter- einander gewonnen, wie mir nachträglich ein Blick in die Aufzeichnungen eines vor mir sitzenden Spielers be- stätigte. Aus meinen fünf Franken waren hundertzweiunddrei geworden. Schlei- nigst nahm ich den Betrag an mich, und es war höchste Zeit gewesen; die schwarze Farbe gewann, und alles Geld wurde vom roten Feld eingezogen. Die Wahrheit zu sagen, ich hätte mich durch diesen Gewinn von hundert- fünfzig Franken innerlich sehr ge- geben und kam mir als ein sehr ge- reicher Spieler vor, obgleich ich doch eigentlich ganz bewußtlos den Gewinn gemacht hatte.

Es war erst halb ein Uhr Mittag. Ich beschloß daher, im Restaurant des Hotel de Paris ein Frühstück nach allen Regeln der Kunst einzunehmen, das ich mir sonst, meinen Verhältnissen nach, nicht hätte leisten können. Mich lockte ja heute das Geld nicht. Als ich hinausging, hörte ich, wie

ein Deutscher zu einem andern sagte: „Der Tag fängt gut an; gleich die erste Taile am Trente-et-Quarante kostet mich zwanzigtausend Franken, zwei Drittel meines ganzen Spielver- mögens.“ Sein Begleiter erwiderte achselzuckend: „Mir hat's die Bank billiger gemacht, sie hat mich nur auf fünf Louis eingekürzt; allerdings waren hundertzweiundzwanzig Franken all mein Hab und Gut.“

Ich dachte so bei mir selbst: Anfän- ger! ihr könnt eben nicht spielen! Das Frühstück war gut gewesen, ich hatte dazu eine ausgezeichnete flasche Champagner von Ay getrun- ken, läßen, wie man ihn leider in Deutschland gar nicht mehr bekommt, wo der entsehlige Extra Dry grassirt. Der starke Wodka, das „Supplement“, in einem Gläschen uralten, bligen Cog- nacs bestehend, die blauen Wollen einer gigantischen Garcia, einer wahren „Festung“ — das alles hatte mich in wohlige Stimmung versetzt. Ein fürkliches Trinkgeld belohnte den sie- benstündigen Gangweg, der mich mit einem hüddollen: „Au revoir, My- lord!“ verabschiedete.

In meinen Taschen verblieben nach der lataliermäßigen Extrabagage dieses Frühstücks von dem Spielgewinn noch reichlich hundert Franken. Draußen lachte die Sonne am blauen Himmel, die Berge lagen im Duft, die Blumenbeete leuchteten so bunt wie möglich, die Palmen wiegten leise ihre Wedel.

Und ich ging in's Kasino. Natürlich nicht, um zu spielen. Gott bewahre! Nur zum Abschied noch schnell einen Blick hineinzuwerfen. Die Luft in den Spielfälen war in- zwischen entsehllich schlecht geworden. Die Fische waren dicht umringt; kaum konnte man zwischen den Schultern und Gesichtern der drei Reihen von Spielern hindurch das Spiel verfolgen.

Plötzlich hörte ich neben mir eine fette Stimme in deutscher Sprache sa- gen: „Nee, nu lehn Se doch bloß mal an, jetzt is 's dritte Dupend siebzehnmal schon nicht rausgekommen. Da mühte man doch 'mal mit 'n Fünfer 'rausgehen.“ Ich sah, wie der Dreher und noch ein anderer Herr jeder ihr Silberstück auf ein kleines, mit 12D bezeichnetes Biered unten am roten Feld schoben. Dies schien mir gewissermaßen ein Fingerzeig zu sein. Ich legte einen Louis mit hinzu.

Jetzt fiel die Kugel. „Vingt-quatre, noir, pair et passe!“ verkündigte der Groupier. „Sehn Se, beinah! Vierundzwanzig ist rausgekommen; mit fünfundzwanzig hätten wir schon gewonnen gehabt! Na, noch einmal mit Roth und Kraft!“ Ich setzte ebenfalls noch einmal — zwei Louis.

Und dann noch einmal — wieder zwei Louis. Die hundert Franken, der Rest des Gewinns, waren weg. Ich wandte mich um und wollte weg- gehen. Da schob es mir durch den Kopf: Die Sechszehndreißig wird her- auskommen! Ich nahm meine Brieftasche heraus. Einen Hundertfrankenchein nochmal auf's letzte Dupend! Dann zweihundert Franken. Dann dreihundert. Dann vierhundert. Das letzte Dupend kam nicht. Mein Geld war hin.

Ich schlochte im Portemonnaie herum. Zwei Goldstücke und ein biß- chen Silber und Kupfer waren noch darin. Die zwei Louis aus der Sechsz- unddreißig — das könnte alles wieder einbringen — notabene, wenn sie käme. Ach Unfinn. Ich schob das Porte- monnaie in die Tasche zurück. Da rief der Groupier: „Trente-six, rouge, pair et passe!“

Ich ärgerte mich schmähdlich. Dann verspielte ich noch eines von meinen beiden Zwanzigfrankenstücken. Dann ging ich auf's Telegraphenamt. Ich bepehlerte an einen Onkel in meiner Vaterstadt bei dem ich einiges Geld stehen hatte: „Ganzes Reisegeld verloren. Sofort telegraphisch tausend Francs poste restante Monte Carlo.“ So! Es war drei Uhr. Um sieben konnte ja wohl das Geld da sein.

Um sechs war ich wieder auf dem Postamt. Geld war nicht da, bloß ein Telegramm vom Onkel: „Nach Monte Carlo keine Pfennig!“ Der Onkel telegraphierte am nächsten Tage das Geld nach Nizza, wohin ich es erbeten hatte. Unschuldvolles Ge- müth eines deutschen Kleinbüdters! So bald ich das Geld hatte, fuhr ich nach Monte Carlo zurück. Unterwegs Ru- birte ich verschiedene Systeme, unsehl- bar an der Roulette zu gewinnen, die ich für fünf Franken mir gekauft hatte. Ich glaubte zwar nicht daran, daß man wirklich mit einem Anfangskapital von hundertzweiunddrei Franken in zweiund- fünfzig Tagen eine Million gewinnen könnte. Ich erseh aber aus den Schrifften die Einrichtung der Rou- lette, welche Sätze man machen kann, und welche Gewinne für die verschie- denen Chancen ausbezahlt werden.

An diesem Abend gewann ich meine tausend Franken vom Tage vorher zu- rück und noch fünftausend dazu. „Aha, du dumme, alter Onkel du!“

Mit den sebestausend Franken, die ich in der Tasche hatte, begabte ich mir nun ein kleines Vermögen zu erwerben. Ich wollte noch vier Wochen in Monte

Carlo bleiben, vorichtig spielen und jeden Tag mein Vermögen um zwei- tausend Mark vermehren. Am Ende eines Monats würde ich fünfundsiebzehn- tausend Mark besitzen. Davon würde ich vierzigtausend in dreiprozentiger Reichsanleihe bei der Reichsbank depo- nieren und die Depothelme meinem guten Onkel übergeben — na, der würde ein Gesicht machen! Mit den fünfundsiebzehntausend aber würde ich ein Jahr lang reisen — in aller Behag- lichkeit, ohne auf den Groschen zu sehen. Etwa fünftausend Mark würde ich ja wohl übrig behalten. Damit wollte ich dann wieder nach Monte Carlo gehen. Und so weiter! Fünf Jahre wollte ich so leben. In fünf Jahren kann man die ganze Welt sehen. Nach fünf Jah- ren würde ich, einschließlich der aufgelaufenen Zinsen, etwa eine Viertelmil- lion besitzen. Man muß bescheiden sein; mehr wollte ich vom Glück nicht verlan- gen. In fünf Jahren würde ich drei- unddreißig alt sein. Dann wollte ich mir ein Häuschen und einen Garten kaufen, irgendwo in einer schönen Gegend in Deutschland, mit Bergen, Wald und Wasser. Und in dem Hause würde ich all die Erinnerungen von mei- nen Reisen aufstellen: bunte Stoffe und Waffen, Rüsteln und fremdartiges Hausgeräth und Photographien. Und so groß sollte das Häuschen sein, daß es noch Platz hätte für einen zweiten Menschen, einen recht lieben, eine Sie. Und noch für kleine neue Menschen, wenn der liebe Gott sie uns beschereen wollte.

Und eine richtige deutsche gute Stube sollte in dem Hause sein. Und über dem Sofa an der Wand in einem breiten goldenen Rahmen ein Bild vom Fürsten von Monaco, atch von der Frau Fürstin ein Bild, falls es eine gäbe, worüber ich im Augenblick nicht unterrichtet war.

Denn von Monaco sollte ja all dieses Glück, all diese Zufriedenheit kommen.

Die nächsten vierzehn Tage spielte ich fast ununterbrochen. Mittags um zwölf war ich schon im Kasino, und um Mit- ternacht verließ ich ihn erst, wenn am Roulettetisch der Groupier verkündet hatte: „Messieurs, à la dernière.“ Ich schloß nicht mehr ordentlich; es gab Tage, an denen ich nur eine Kleinigkeit am Büffet des Casinos zu mir nahm. Ich schloß auch nicht gut; kaum war ich eingeschlimmert, so begann im Traum die Roulette sich zu drehen.

Ich erwachte, der Schweiß rann mir über das Gesicht, und ich griff voll Angst nach der Brieftasche, die neben meinem Bett auf dem Nachtschischen lag. Die Brieftasche war herberigend voll. Denn ich gewann fortwährend. Es ging zwar nicht so programmmäßig, wie ich es mir ausgedacht hatte: jeden Tag fünfundsiebzehnhundert Franken. Einmal, am vierten oder fünften Tag, war ich sogar bis auf fünfshundert Franken herabgekommen. Von da an aber gewann ich unaufhörlich, und nach vierzehn Tagen verfügte ich über drei- undvierzigtausend Franken, die ich in schönen glatten Taufendern in der Brieftasche immer bei mir trug.

Am sechzehnten Tage meines Aufent- haltes in Monte Carlo — es war ein Montag — gewann ich am Vormittag gleich in der ersten halben Stunde sechstausend Franken, mehr, als ich sonst je an einem Tage erpilt hatte. Ich ging einen Augenblick in die An- lagen, und als ich von der Terrasse aus das Meer und die herrliche Landschaft vor mir ausbreitet sah, kam mir der Gedanke, auf ein paar Tage die dum- pten Spielfäle zu meiden und mir einen Ausflug nach Nizza und Cannes und den Verinischen Inseln zu gönnen. Verdient hatte ich es wohl, ich hatte ja heute schon mehr als das doppelte Ta- gesprogramm absolviert. Und in der Tasche fünfzigtausend Franken! Nicht doch, es waren ja nur neun- undvierzigtausendfünshundert! Nun die kleine Differenz werden wir ja bald voll haben! Und ich ging eilends ins Kasino zurück. Ich ließ mir nicht einmal Zeit, den Hut in der Garderobe abzunehmen, sondern nahm ihn unter den Arm und ging durch die Roulette- säle hindurch geradewegs an den ersten Trente-et-Quarante-Tisch.

Zehn Minuten darauf stürzte ich durch die Palmenallee meinem Hotel zu. Stumpf sinnig murmelte ich mechanisch immer wieder eine alberne Studenten- rebensart vor mich hin: „Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt.“ Das Geld war — im Kasino ge- blieben. Als ich an den Tisch getreten war, hatte Roth siebenmal hintereinander geschlagen. Ich ging mit fünfshundert Franken auf Schwarz, dann mit tau- send, dann mit zweitausend. Dann wurde ich ungeduldig. Der Hut ge- nerte mich. Da ich ihn unter den Arm eingeklemmt hatte, konnte ich die Scheine schlecht aus der Brieftasche hervorholen. Ich warf dreitausend Franken auf den Tisch, dann immer wieder sechstausend auf Schwarz.

Und immer, immer, immer von der monotonen, gleichgültigen Stimme des Groupiers: „Rouge gagne.“ In fünf Minuten hatte die Bank mich erledigt.

Vollständig, gründlich, für immer. Denn das Hand für mich fest: So- fort im Hotel die Rechnung bezahlen, abreisen und niemals wiederkommen. Niemals!

Zu allem Pech stellte sich heraus, daß die Wochenrechnung im Hotel, die ich noch zu begleichen hatte, meine Baar- schaft noch um ein Gerings überließ. Reisegeld mußte ich doch auch etwas haben — nun, da war also nichts zu machen, ich mußte noch ein paar Tage in Monte Carlo bleiben. Ich traf also mein Abkommen mit dem Wirth, be- zahlte ihm vorläufig die Hälfte seiner Rechnung, womit er gern zufrieden war, und wartete nun, bis Geld aus Deutschland einträte.

An den Onkel hatte ich nicht telegra- phiren oder schreiben können. In dem Uebermuth meines Spielerglücks hatte ich ihn täglich auf Postkarten angeklit. Das schien ihm nicht sehr imponirt zu haben. Ich hatte deshalb an das Bankhaus schreiben müssen, bei dem mein kleines Vermögen deponirt war. Telegraphisch war das natürlich nicht zu erledigen. Drei bis vier Tage mußte ich also war- ten, bis mein Brief angekommen war. Dann würde ich eine telegraphische An- weisung erhalten. Und dann würde ich abreisen. Sofort. Nach Deutsch- land! Und ohne Aufenthalt unter- wegs!

Es war merkwürdig, wie wohl ich mich jetzt fühlte, wo ich all das Geld wieder los war und mit den paar Louis in der Tasche in der Welt herumstiege. Ich schloß vorzüglich in meinem breiten französischen Himmelbett, Essen und Trinken schmeckten mir, und niemals, dachte mir, hatte die Sonne schöner geblüht als auf diesem wunderbaren Fleckchen Erde. So lange ich spielte, war ich nicht über den Rasinogarten hinausgekommen; kaum daß ich zuwei- len der immer menschenleeren Ter- rasse aus einen Blick über das Meer hin geworfen hatte. Nun freiste ich nach Herzenslust in den Bergen und am Meere umher.

Inzwischen waren schon fünf oder sechs Tage vergangen, seitdem ich den Brief an meinen Bankier abgehandelt hatte, und es beunruhigte mich, daß keine telegraphische Postanweisung kam. Es war mir fast, als ob Kellner und Portier in meinem Hotel mich etwas sonderbar von der Seite ansehien. Ich bepehlerte und erhielt sofort zur Ant- wort: „Senden in's Ausland nicht tele- graphisch. Erbetenes unterwegs.“ Na, dann mußte es ja bald kom- men.

Wirklich kam es schon am nächsten Vormittag, gerade als ich beim Früh- stück saß, und der es mir brachte, war kein anderer als mein Onkel. Mit der Vertilgung einer vortref- flichen Languste in Remoulade beschäf- tigt, hatte ich plötzlich das Gefühl, daß mich Jemand scharf fixire. Ich blickte auf, und da stand er an meiner Seite in seiner ganzen Größe, Breite und Dicke. Nach allen drei Richtungen leuchtete er ganz Ansehnliches. Aus dem breiten, roten Gesicht blühten die blauen Augen mit einem Ausdruck, ge- mischt aus Zorn, Gutmüthigkeit und unendlicher Ueberlegenheit, der mir von früher her sehr gut bekannt war, auf mich herab. Was nun kommen würde, wußte ich ganz genau, und richtig, unbekümmert um die andern Gäste legte er sofort los mit seiner Väter- stimme: „Na, na, sag bloß mal, mein Jung, was machst du hier für 'n dummen Kram! Bischen in Monte Carlo den russischen Fürsten spielen, was? Bis die Rometen alle waren! Menschenkind, was denkst du bloß, ganz Klütendorf steht Deinweg an'm Kopf! Ich als Dein leibhaftiger Onkel konnte die Fragerei nicht mehr aushalten. Darum bin ich mit Tille ausgetrieben. Du sind wir also hier in Monte Carlo. Na, denn wollen wir man erst mal 'n bißchen was frühstücken.“

Hinter dem Onkel kam jetzt wie eine schmutze Briga hinter einem Vorgebirge seine Tochter Mathilde zum Vorschein, die mich mit vieler Freundlichkeit, aber auch mit ein wenig Schelmerei im Blick begrüßte. Es war mir nicht angenehm, gewissermaßen wie ein auf einem Dum- menjungenreich ertrappter und ausge- schaltener Schüler vor ihr zu stehen. Denn sie war es ja gerade, die in jenen Träumen vom Häuschen mit der guten Stube die zweite Hauptrolle gespielt hatte. Ich raffte daher all meinen Manneszolz zusammen und erwiderte dem Onkel in möglichst kühlem und höflichem Ton: „Ich danke den Klütendorfern für die freundliche Theilnahme, die sie meinen Angelegenheiten widmen. Würdeß du es aber nicht für passender finden, mir auch guten Tag zu sagen, ebe du früh- stückst? Außerdem könntest du mir gleich das Geld geben. Das hast du ja doch wohl mitgebracht?“

„Jawoll, das hab' ich. Na, nu sei man bloß nicht so ungemüthlich.“ Da- bei reichte er mir seine Hand hin, indem er sich wohlthätig am Tisch niederließ, an dem auch Mathilde schon Platz genom- men. „Kellner, bringen Sie mal schnell 'ne Flasche guten Rothwein mit drei Gläsern und dann zwei Portionen Beefsteak à la Mezer! Sie? zu wenig Kartoffeln bei, hören Sie?“ Der Kellner machte ein etwas er- stauntes Gesicht, da er wahrcheinlich von dieser norddeutschen Delikatesse noch nie etwas gehört hatte. Schließ- lich ließ sich dann mein guter Onkel, nachdem der Kellner ein Dupend Gerichte mit lauter zwölfsilbigen fran- zösischen Namen vorgeschlagen hatte, die er alle mit einer Miene des höchsten

Mißtrauens anhörte, durch mein Zan- deben bewegen, es auch mit einem Teller, wie es das Hotel um diese Tageszeit in vorzüglichster Zubereitun- bot, zu versuchen.

„Sieh! Du Ra, nu will ich dir man- erst mal dein Geld geben. Hier. Sechsz- hundertzweiundzwanzig Francs, das macht fünfshundert Mark. Der Bankdirektor hat es mir selbst so gegeben.“

„Danke! Aber weißt du, etwas komisch finde ich es vom Bankdirektor, daß er das Geld nicht an mich schickt, sondern es dir mitgibt.“

„Ja, mein Vieder, daran bin ich schuld. Ich habe es ihm so vorge- schlagen. Der Glaube an deine Jugend ist in Klütendorf bedenklich geschwin- den. Erst erzählten sie von dir, du hättest hier eine Million gewonnen.“

„Aber wie kommen die Menschen nur auf so etwas?“

„Das kommt von deinen Postkarten an mich. Die lesen natürlich die Post- beamten und der Briefträger und das Dienstmädchen. Auf ein paar Nullen mehr kommt es doch den Leuten bei sol- chen Gelegenheiten nicht an. Und was dann noch an der Million fehlte, das haben sie einfach dazugelogen. Na, warum nicht? So 'n Thema hatten sie doch in Klütendorf schon lange nicht mehr gehabt. Als dann drei, vier Tage lang keine Postkarten mehr von dir kamen, verbreitete sich mit Blitzgeschwin- digkeit das Gerücht, du hättest die Mil- lion wieder verspielt und dein bißchen Vermögen noch dazu. Und dann hät- test du dich selbst abgemauert. Ob mittels Revolver, Gift oder Mittel- meer, darüber stritten sie sich noch.“

„Das ist ja nett von ihnen. Schließ- lich muß ich ihnen noch dankbar sein, daß sie das Aufhängen verzeihen haben.“

„Ach so, nein, das haben sie nicht. Aufgehängt haben sie dich natürlich auch. Schließlich wurde mir die Sache zu dumm, als sie fogar ins Wochenblatt kam —“

„— ja, und fogar mit Einzelhei- ten. Da rühte ich erst dem Nachbar Zeitungsmann aufs Dach und sagte ihm ganz gehörig meine Meinung. Dann ging ich auf die Bank, ich habe ja Generalvollmacht von dir, und er- kundigte mich, ob du wirklich dein Guthaben abgefordert hättest. Da war gerade dein Brief angekommen. Nun, gedärget hatte ich mich in Klütendorf ja gerade genug. Das Wetter war auch so ein richtiges deutsches Früh- lingswetter mit Schnee und Hagel. Aille konnte etwas frische warme Luft auch nicht schaden. Kurz, ich sagte schnell meinen Entschluß und sagte dem Direktor, ich wollte Dir das Geld selbst bringen, weil ich mit meiner Tochter ohnehin nach der Riviera reiste. Er fand das ja auch sehr ver- nünftig und vor allen Dingen viel siche- rer.“

„Wieso. Ich denke die Post ist doch recht zuverlässig.“

„Ja, das wohl; aber wer konnte wissen, ob du dieses Reisegeld nicht wieder am grünen Tisch verlierdest.“

„Dante für das hübsche Kompliment.“

„Nun ja, man hat schon Beispiele er- lebt. Du kommtest ja auf den Gedan- ken kommen, die Million zurückgewin- nen zu wollen. Na, einerlei, nun sind wir hier. Heute wollen wir uns die Gegend hier ein bißchen ansehen. Am besten ist es, wenn du uns gleich in die Klüberhöhle hinüberführst; denn das ist ja wohl eure Hauptlebenswirdigkeit hier. Das muß ich sagen: Neugierig bin ich mächtig darauf und Tille wohl jedenfalls auch, was?“

„Ach nein, Papa, ich mag so etwas gar nicht sehen. Die Gesellschaft soll ja so sehr gemischt da sein. Ich möchte viel lieber, wenn wir mit Vetter Ar- thur unter den Palmen spazieren gin- gen.“

„Mich, lieber Onkel, bitte ich eben- falls zu entschuldigen. Ich habe mir das Wort gegeben, niemals wieder einen Fuß in jenen sogenannten Tem- pel des Glücks zu setzen. Wenn du durchaus hineingehen willst, so rathe ich dir, laß mir deine Brieftasche hier. Mathilde und ich wollen sie sehr sorg- fältig spazieren führen.“

„Du bist ja recht glittig. Aber, mein Junge, nun will ich dir mal was sa- gen: Senator Friedrichsen aus Klütendorf braucht keinen Vormund.“

Und mit einem hoheitsvollen Blick auf uns Beide entfernte er sich, mit schweren Schritten dem Kasino zuwan- delnd.

Wie wohlthuend war mir das mun- tere Geplauder und fröhliche Lachen meiner hübschen Cousine! Was mir in dem halben Jahr im welschen Land an holder Weiblichkeit nahe gekommen war, hatte sich so ziemlich auf meine Wirthinnen beschränkt. Die waren eine wie die andere gewesen: schwarz und gelb und fett und unermüdlich schnatternd. Nun hörte ich wieder langentbedrte liebliche Laute von frischen roten Lippen, helle blaue Augen blick- ten mich an, und aus blondem Haar umwehte mich leise ein süßer Mädchens- duft.

Des prozigen Glanzes der Kasino- Partanlagen war sie bald überdrüssig. „Das ist alles wie die Schaufenster- auslage eines Blumengeschäfts für reiche Leute“, meinte sie. „Und dann alle zehn Schritte ein Polizist. Sieht es denn nicht hier in der Nähe etwas richtiges Grünes und richtige bunte Blumen?“

Da führte ich sie hinauf an den zer- klüfteten, Blumenüberspinnenen, grün- beigekalten Klippenrand von Monaco. Hier sahen wir lange schweigend auf einer Steinbank und blickten hin- aus in die unermeßliche, majestätische Größe des Hülen, kaum bewegten Meeres. Uns war feierlich zu Muth. Dann, unwillkürlich angetrieben, be- gann ich mit halbblauer Stimme von meinen thürlichen Spielerphantasien ihr zu berichten. Alles, alles, sagte ich ihr, auch das vom Häuschen und der guten Stube und der lieben Sie. Und als ich genendet, lag ihr blonder Kopf an meiner Brust. Ich sog sie schweigend empor und küßte sie als meine Braut. Unbeschreiblich glücklich waren wir.

Der gute Onkel, der inzwischen ohne sein Wissen zum Schwiegervater aban- cirt war, empfing uns in sehr schlechter Laune. „Was sind das doch für unzuverläß- liche Menschen, die jungen Leute in jegi- ger Zeit. Lassen sie mich alten Mann den ganzen geschlagenen Nachmittag in diesem von allen guten Geistern verläs- senen Nest allein?“

„Aber ich denke, so für ein paar Stunden ist es doch ganz nett hier. Da sind doch die Palmen und andere seltene Gewächse und die schöne Aus- sicht, und dann warst du ja doch auch im Kasino, wo es so sehr interessant ist.“

„Ja, das war ich! Höre, du, das Spielen soll ein Vergnügen sein? Nicht ein Bißchen!“

„Ja, hast du denn gespielt?“

„Natürlich! Was sollte ich denn an- ders anfangen? Ihr kamt ja gar nicht wieder, und keine Menschenheule wußte, wo ihr hinwart. Ich sage dir, vor mir selbst hab' ich mich geschämt wie ein Büdel, ich alter Kerl. Und Blut habe ich dabei geschwipst. Bis Alles alle war! Da hatte doch die liebe Seele Ruhe. Kinder, wo kriegen wir nun man bloß das Reisegeld für uns beide her?“

„Ja, siehst du lieber Onkel und Papa, so ist es hier; der eine verliert und der andere gewinnt. Ich habe mir heute Nachmittag diese kleine Braut ge- wählt. Und wenn du ein lieber Papa bist und uns erlaubst, daß wir zum Herbst heirathen, dann will ich dir auch das Reisegeld leihen!“

Dieser Tag endete noch sehr ver- gnügt. Anfangs war der gute alte Senator etwas bedrückt. Ich diagno- stisirte, daß sich bei ihm eine moralische Rede, wahrcheinlich über das Lafter des Spiels, die er mir am Vormittag hatte halten wollen, verfehlt hätte. Meine Vermuthung war richtig. Und nachdem er auf allgemeines Verlangen diese Rede, zu der er selbst ein gelund- nes Beispiel abgab, gehalten hatte, wurde die Stimmung sehr animirt. Es wurde viel Champagner getrunken. Auch der freundliche Hotelwirth, der mir so müthig Speise und Trank auf Pump verabreicht hatte, nahm an unserm klei- nen Feste theil.

Mit dem Reisegeld begann es schon, bei dem fortgesetzten Durst, den wir, und besonders der junge Schwiegerpapa ent- wickelten, etwas windig auszu sehen. Ich äußerte so etwas zu meiner Braut. Die aber antwortete mit einem sehr schlauen Lächeln:

„Hab' nur keine Angst. Als Papa mir sagte, daß wir nach Monaco wol- len, dachte ich so bei mir selbst: Monte Carlo? wer weiß? Und da nahm ich zur Vorsicht meine Sparbüchse mit. Hier hast du das Geld; es sind dreihun- dert Mark.“

Am nächsten Tage reisten wir ab. Der Gastwirth meinte, als wir ihm zum Abschied die Hand schüttelten, sel- ten führe von Monte Carlo eine Gesell- schaft in so fröhlicher Stimmung ab.

Nun sitzen wir alle in Klütendorf. Der Senator ist Bürgermeister gewor- den und hat an Umfang und Würde noch erheblich zugenommen. Ich wirtle dort in kleinem Kreise, zufrieden meine Pflicht thun zu dürfen, an der Seite meiner guten Frau Mathilde. Zum eigenen Häuschen hat es noch nicht ge- langt; wir fühlen uns aber in unserer engen Mietwohnung wohl. Zwar haben wir nicht einmal eine gute Stube, aber ein herrliches großes Sofa steht in unserm gemüthlichen Familienzimmer an der Wand. Als wir es einrichteten, sagte ich halb in Scherz zu meiner Frau: „Was meinst du, wäre das nicht ein schöner Platz, um die Bilder von dem Fürstenpaar von Monaco aufzu- hängen?“

„Ach nein, ach nein!“ sagte sie ganz ängstlich. „Sieh! wir haben ja dort Glück gefunden, die Stelle, die alte Steinbank hoch über dem Meer, wollen wir in unserer Erinnerung stets heilig halten, nicht wahr? Aber denke, wie viel Seelenqual armer, behörter Men- schen haben diese beiden auf ihr Gewis- sen geladen, wie viele Thranen! Und wie viel Blut!“

Ueber dem großen Sofa haben wir die vier Bilder unserer lieben Eltern angebracht. Freundlich blicken sie auf unsern Hülen und Glück.

Und wenn meine Frau unserm klei- nen sein Schlummerlied singt, dann ist es, als lächelten die guten alten Ge- sichter.

Der große Scherz liegt in unserer Seele, der kleine wird durch die Erfolge unserer Freunde ertregt.